

„SICH VERLASSEN, SEIN LEBEN LOSLASSEN, ES GOTT LASSEN“

Predigt am 4. Sonntag der Passionszeit („Lätare“) am 15. März 2015

anlässlich der Enthüllung der Gedenktafel für Hartmut Gründler, der sich am Buß- und Bettag 1977 vor der Petrikirche selbst verbrannte aus Protest und als Zeichen gegen die Unwahrhaftigkeit der Atomenergie-Politik

Predigttext: Johannes 12,20-25 (Übersetzung nach Martin Luther, Revision 1984)

20 Es waren aber einige Griechen unter denen, die heraufgekommen waren, um anzubeten auf dem Fest.

21 Die traten zu Philippus, der von Bethsaida aus Galiläa war, und baten ihn und sprachen. Herr, wir wollten Jesus gerne sehen.

22 Philippus kommt und sagt es Andreas, und Philippus und Andreas sagten's Jesus weiter.

23 Jesus aber antwortete ihnen und sprach: Die Zeit ist gekommen, dass der Menschensohn verherrlicht werde.

24 Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht.

25 Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird's erhalten zum ewigen Leben.

Liebe Gemeinde,

es passiert immer wieder: die Weise, wie wir biblische Texte im Gottesdienst aufnehmen, beraubt sie ihrer Energie. Ja, im Evangelium ist ein Flow drin, eine Bewegung, eine Emotion, eine energy in motion, ein Bewegungsfluss, der zerstört wird, wenn man die Texte zerstückelt und Häppchenweise serviert.

Wie also die Energie, den Kraftstrom, der auch durch unseren Predigtabschnitt weht, freilegen? Und so auslegen, dass er uns mitnimmt?

Ich will es versuchen, indem ich den Kontext wenigstens in ein paar Strichen andeute und so unsere Predigtszene verorte und verbinde mit dem, was da geschieht und wirkt.

Das 12. Kapitel bei Johannes beginnt mit einer betörenden und verstörenden Szene. Jesus besucht auf dem Weg nach Jerusalem in einem kleinen Vorort, in Bethanien, seinen Freund Lazarus, den er auferweckt und aus dem Grab gerufen hatte. Man bereitet ihm ein Mahl. Und da, beim Essen, kommt Maria, in der die spätere Tradition die Sünderin, die ehemalige Prostituierte zu erkennen glaubt, da kommt also Maria mit einem Pfund köstlicher, kostbarer Narde und salbt Jesus die Füße und trocknet sie mit ihren Haaren und das ganze Haus ist erfüllt von dem Parfümgeruch.

Die Szene ist eine Provokation, selbst für die Jünger, die meinen, man hätte sich diese unglaubliche Verschwendung ersparen – der Wert des Parfüms wird sogleich auf 300 Silbergroschen taxiert – und das Geld besser für die Armen investieren sollen. Jesus aber sieht die Hingabe und Liebe dieser Frau und schützt sie.

Doch die Horizonte grollen, draußen plant man schon seinen Tod, selbst Lazarus soll getötet werden, heißt es in den folgenden Versen.

Dann beschreibt der Evangelist den Einzug Jesu in Jerusalem. Mit Palmzweigen und Hosanna-Rufen wird er als König begrüßt, wobei Jesus ein besonderes Zeichen setzt: er reitet auf einem Esel. Seine Jünger verstehen nicht, doch – so heißt es - das Volk rühmt die Tat und deutet die Anspielung auf den Propheten: „Fürchte dich nicht! Siehe, dein König kommt, reitend auf einem Eselsfüllen.“

In Jerusalem herrscht Aufruhr. Jesu Gegner rufen entsetzt: „Ihr seht, dass ihr nichts ausrichtet. Alle Welt läuft ihm nach.“

Und nun kommt der Schwenk, gleichsam in unseren Predigttext hinein, die Kamera blendet mehrere Alle-Welt-Vertreter ein. Es heißt, ein paar Griechen wollen Jesus sehen. Die waren zum Fest nach Jerusalem hinaufgekommen – als Pilger offensichtlich, denn sie wollen niederfallen, Luther übersetzt das griechische Wort proskynein mit anbeten, wörtlich ist es eine Geste der Ehrerbietung und Unterwerfung, ein „Kuss auf etwas zu“.

Mit dieser Haltung der Ehrerbietung fragen sie sich durch zu Jesus. Sie wenden sich nicht direkt an ihn, sondern zuerst an Philippus. Der läuft erstmal zu Andreas, die beiden beraten sich und bringen dann das Anliegen vor Jesus. Ob sie gleich die Griechen mit im Schlepptau haben oder ob die in Distanz warten, ist nicht erkennbar. Jesus scheint abwesend – oder besser: ganz fokussiert zu sein auf das, was ihn erwartet: der Tod. Und sagt: „Die Zeit ist gekommen, dass der Menschensohn verherrlicht werde.“

Verherrlicht? Oder wie Luther das griechische Wort dokeo übersetzt: verklärt?

Die Griechen kommen, um niederzufallen. Und Jesus spricht über seine bevorstehende Erniedrigung, über sein „unter die Erde gepflügt werden“, also über die Kreuzigung. Und er tut das auf eine Weise, die irritiert. Er deutet die Kreuzigung als Erhöhung, als Verherrlichung, als Verklärung.

Paulus sagt in einem seiner Briefe: den Juden sei das ein Skandal, den Griechen eine Torheit. Sich freiwillig ausliefern, sich hingeben – darin solle etwas aufleuchten und Neues zum Vorschein kommen? Wer soll das verstehen. Für Jesus ist das Kreuz, der Schand- und Marterpfahl, der Ort einer Verwandlung, die alles in ein neues Licht, in eine neue Erscheinung taucht.

Vielleicht will Jesus unsere Fragen und Zweifel aufnehmen, wenn er das einfache Bild gebraucht:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht.“

Sein Tod soll fruchten, Früchte tragen. Beim Weizenkorn ist das plausibel, absolut einleuchtend und verständlich.

Doch lässt sich das übertragen auf uns Menschen? Dass ein Tod wirkt, und subkutan, unter der Oberfläche etwas wachsen lässt, so dass man ihn, den Toten, zwar zunächst ganz vergisst – aus den Augen, aus dem Sinn - , um dann, eines Tages, überrascht festzustellen: Da kommt was, da bricht was Neues auf?

Jesus reißt uns aus diesen hoffnungsvollen Gedanken, indem er nun einen Satz nachschiebt, einen Appell formuliert, der erschrickt und bis heute – finde ich – unter die Haut geht – ein Satz übrigens, den die Perikopenrevision empfiehlt, zukünftig wegzulassen:

„Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird's erhalten zum ewigen Leben.“

Vielleicht ist das die größte Zumutung. Und die am leichtesten missverständliche. Wie könnten wir unser Leben nicht lieben? Es ist uns doch geschenkt. Und gratis. Und es steht doch in der Bibel: „Wer sich selbst nichts Gutes gönnt, wie kann der anderen Gutes tun?“ (Jesus Sirach) Und gibt es nicht das Dreifachgebot der Liebe – in der hebräischen Bibel und auch von Jesus betont: Wir sollen Gott lieben und unseren Nächsten – wie uns selbst!

Wieso sollte ich mein Leben in dieser Welt hassen?

Nun, vielleicht meint Jesus, dass es darauf ankomme, über den Horizont zu sehen, sein eigenes Leben in einer größeren Perspektive zu verstehen. Und zu verankern. Es nicht nur in den engen Grenzen des eigenen Ich zu definieren und zu behaupten. Wer ängstlich sein Leben, sein kleines Ich umklammert, wird es verlieren. Es nimmt Schaden an seiner Seele, sagt Jesus an anderer Stelle, wer die Welt gewinnen und in Besitz nehmen will.

Doch Hass? Hass kann eine zerstörerische Energie sein. Jedoch, es gibt auch einen produktiven Hass. Man kann eine Verachtung, eine Wut, einen Zorn entwickeln darüber, wie die Welt ist und wie man selber manchmal ist und sich verhält: sich anpasst, schweigt, elende Kompromisse macht, gleichgültig wird.

Für mich gibt es da keinen Zweifel: Jesus hat das Leben geliebt, besonders im Johannesevangelium wird das überdeutlich beschrieben. Das erste Zeichen, dass Jesus tut, so betont der Evangelist: er verwandelt Wasser in Wein und bringt so Ausgelassenheit und Freude zurück in ein Hochzeitsfest. Er lässt es sich gefallen, sich von einer Frau die Füße salben zu lassen und – darauf läuft der Spannungsbogen dieses großen 12. Kapitels im Johannesevangelium hinaus – er selber wäscht seinen Jüngern die Füße. Jedoch diese dem anderen dienende Liebeskraft hat noch eine andere Seite, sie kann sich, wo das Leben und die Würde anderer verletzt wird, wandeln in entwaffnende Konfrontationsbereitschaft. Als eine Frau gesteinigt werden soll, rettet Jesus sie mit den Worten: „Wer ohne Schuld ist, bitteschön, der werfe den ersten Stein.“ Kurz danach, im gleichen Kapitel bei Johannes, entkommt Jesus selbst der Steinigung nur mit knapper Not.

Jesus wird von Johannes als leidenschaftlicher Mensch beschrieben – liebend, mitfühlend, aber auch aufbrausend und unduldsam. Wo die Wahrheit mit Füßen getreten und der Vorhof des Tempels den Gesetzen des Kommerzes unterworfen

wird, erfasst ihn Zorn, er greift zur Peitsche und unterbricht die Routine von Kaufen und Verkaufen mit entschiedenem Einspruch.

Das erschrickt, wenn man es liest, noch heute. Vor solcher Entschlossen- und Entschiedenheit erschrecken wir – und ziehen gleichzeitig respektvoll den Hut vor denen, die es wagen. Was, wenn es Menschen wie Gandhi, Bonhoeffer, Martin Luther King oder Nelson Mandela nicht gäbe? Doch ist es nicht menschlich, sich anzupassen, Kompromisse zu machen und sich einzurichten in die scheinbaren Unabänderlichkeiten und Sachzwänge unseres Lebens und Wirtschaftens? Vielleicht applaudieren wir, wenn Papst Franziskus sagt: „Diese Wirtschaft tötet.“ Und wenn er den Kapitalismus als unerträglich bezeichnet und sagt: Damit das System fortbestehen könne, würden Kriege geführt.

Wir sind in diesem Land mehr oder weniger Nutznießer des Systems. Dass täglich Waffen über unseren Hafen in die Welt verschifft werden, schafft Arbeitsplätze und bringt Steuern in unsere Kassen. Es gibt zwar auch viele kirchliche Dokumente, die das anklagen. Und in der Passionszeit auch ein großes Banner an der Petrikirche: Ein Aufschrei gegen die Rüstungsexporte über unseren Hafen.

Jedoch: „Wie viel Entschlossenheit steht hinter unseren Entschlüssen?“ So hat vor 40 Jahren einer gefragt, immer wieder, einer, der empört war über die Lügen, mit denen man in unserem Land die Atomenergie bewarb und ausbaute. Beispiel: Man darf doch nicht von „Entsorgungspark“ sprechen, wenn von Entsorgung keine Rede sein kann, man im Gegenteil nicht wisse, wohin mit dem strahlenden Müll, der über Jahrzehntausende eine tödliche Gefahr für die Menschheit bedeutet. Das ist so, als steige man in ein Flugzeug und genieße den schönen Höhenflug, ohne vorher eine Landebahn gebaut zu haben.

Wie Recht hatte Hartmut Gründler. Der Atommüll stapelt sich heute in den Castoren im Wendland bei Gorleben. Die stehen da seit Jahrzehnten rum auf der grünen Wiese und werden mehr. Sie tragen in sich das Potential einer unbewohnbaren Erde. Über eine Zeit hinweg, die wir uns nicht vorstellen können. Und wir erleben in unseren Tagen, wie Generationen von besorgten Umweltministern hilflose Statements abgeben, weil sie auch nicht wissen, wohin mit den dahinstehenden, teilweise Leck geschlagenen radioaktiv verseuchten Fässern in Brunsbüttel oder in der Asse, wo ein ganzes Bergwerk absauft mit einer atomaren Zeitbombe, die keiner zu entschärfen und unter Kontrolle zu bringen weiß.

Für Hartmut Gründler waren die Proteste und Einsprüche gegen die damalige Atompolitik viel zu zaghaft. Er forderte Wahrhaftigkeit, die bei der Sprache beginnt. „Entsorgungspark“ – das Wort schreit wirklich zum Himmel und lügt. Hartmut Gründler hielt diese Lüge nicht aus, er hielt dagegen, sieben Jahre lang. Ein Kämpfer. Ein Prophet. Ein Unerbittlicher. Und immer mit gewaltlosen Mitteln. Als Pfarrerssohn und Pädagoge wusste er sich strikt dem Ethos der gewaltfreien Bewegung Mahatma

Gandhis verpflichtet, er ging in den Hungerstreik. Als der Bundesparteitag der SPD im November 1977 drüben im CCH tagte, forderte er den damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt auf, sich der Wahrheitsfrage angesichts der unkalkulierbaren Risiken der Atomkraft zu stellen. Er fand kein Gehör. Am Buß- und Betttag setzte er mit seiner Selbstverbrennung vor dieser Kirche ein Zeichen. Am Vorabend seines Freitodes schrieb er an Freunde und Politiker:

„Nach Erschöpfung aller anderen Mittel, auch dem des Hungerstreiks, greife ich nun zur letzten, äußersten Form des Protestes. Ich will um der seit Jahren geschändeten Würde des Menschen willen sterben. Ich bitte um der Würde des Menschen willen diesen Entschluss zu achten. ... Was immer ich jetzt tue, ich werde schuldig werden: an mir selber, an meinen Freunden, in gewissem Sinne auch an meinen Gegnern (von Feinden weiß ich nichts). Vielleicht ist das typisch für unser aller Lage. ... Es wird entscheidend wichtig werden, dass wir aus jenem großen Ja leben, von dem aus die kleinen Nein sich fast beiläufig ergeben.“

Ich bin gewiss, Hartmut Gründler lebte nicht nur aus dem Großen Ja, sondern er starb auch in dieses große Ja hinein. Er ließ sein Leben, er ließ sein Leben los, und er ließ es Gott. Im Sinne dessen, was Jesus sagt: „Wer sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird's erhalten zum ewigen Leben.“

Und wir? Stehen wir nicht immer wieder vor der Frage, die Gründler beharrlich aussprach: „Wie viel Entschlossenheit steht hinter unseren Entschlüssen?“ Oder, christlich gesprochen: Wie viel gelebter Glaubensmut steht hinter unseren Glaubensbekenntnissen?

Der Jesus des Johannesevangeliums nimmt uns mit, er kann uns ganz schön mitnehmen. Da fließt noch immer ein Lebensstrom durch die Zeilen und Zeichen, der uns zugleich erschrickt und aufweckt. Und Mut macht. Zu mehr Hingabe, die fruchtet, solange wir leben und selbst dann, wenn wir unser Leben in die Waagschale werfen und wenn wir sterben.

„Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht.“

Unser Leben und unser Sterben bleibt ein Übungsweg, uns Gott zu lassen, uns auf Gott zu verlassen. Dann, wenn wir's tun, nimmt er Wohnung in uns, sagt der Jesus der Johannesevangeliums. Dann wohnt er uns bei, dann steht er uns bei, mit seiner Schöpferkraft, mit seiner Menschennähe und mit seiner Geistesgegenwart. Wie wir gleich singen werden. (Mit dem Lied: Gott der Vater wohn uns bei und lass uns nicht verderben ..., EG 138,1-3)

Amen.

HP Christoph Störmer